

EINLEITUNG

Vor siebenundzwanzig Jahren verließ ich für zwei Tage mein Naturparadies, in dem ich wohnte, um in das Beton-, Glas- und Steinmeer von Manhattan hinunter zu fahren, wo mir im Österreichischen Kulturinstitut eine Kassette mit zwei Festschriften zu meinem 60. Geburtstag überreicht wurde.

Eine war von Kollegen und Freunden, die zweite, sehr ungewöhnliche aber, war von bedeutenden Autoren der ganzen Welt, die einen Literaturprofessor ehren wollten. Diese Kassette bildet einen Kern meiner „Begegnungen“.

Zwar lautete auch meine Heimatadresse auf „New York“, aber die meisten Nicht-Amerikaner hätten schwerlich gedacht, dass ich in der herrlichen Wald-einsamkeit eines riesigen Staats-Nationalparks am Ende einer so gut wie unbesiedelten kleinen Straße auf einem Hügel wohnte. Auf der Wiese hinter dem Haus grasten vom Frühling bis zum Herbst Hirschkühe und legten sich nachmittags auf der Wiese hin wie Kühe auf einer Schweizer Alm. Mitunter kam ein Schwarzbär vorbei, von reizender Ungeschlachtheit, das Gegenteil einer wilden Bestie, sondern ein Vegetarier.

Nur zwei Mal in der Woche fuhr ich hinunter in die Universität. Ich lebte allein mit meiner alten Mutter und leider bald mit ihrem Grab am Rand meiner Wiese und mit meinem Hund.

Der Schweizer Verleger-Freund Peter Lang, war aus der Schweiz angereist, um mir die Kasette zu übergeben. Die große Mühe der Herausgabe der Festschrift von den Kollegen hatte sich der Bonner Germanist Karl Konrad Polheim gemacht, die große Mühe der Herausgabe der Festschrift von Autoren hatte sich der damalige Präsident des österreichischen PEN-Clubs Ernst Schönwiese gemacht. Als ich damals sechzig wurde, waren einige der größten und engsten Kollegen bereits tot, wie Robert Minder und Emil Staiger und auch einige der engsten Autoren-Freunde waren bereits abgeschieden und in den ewigen Osten eingegangen wie Friedrich Torberg und Jean Améry oder Friedrich Heer und Erich Pogats.

In der Festschrift von Autoren hatte ein Jugendfreund aus meiner mir wirklich wichtigen Heimatstadt Wiener Neustadt, Albert Janetschek, ein Gedicht „Mit Sechzig“ beigesteuert, in dem die Verse standen:

„man blickt jetzt häufiger zurück auf das,
was war.“

Um wieviel mehr gilt das für den jetzt Siebenundachtzigjährigen als den Sechzigjährigen. Von den zweiundsiebzig Autoren der Festschrift sind nur mehr

zehn am Leben und nur mehr zwei leben in einer nächsten Umgebung. Ich lebe fast nur mehr in der Erinnerung. Das ist aber ganz und gar nicht eine Klage, sondern im Traumland der Erinnerung zu leben ist wunderschön. Eine meiner Absichten mit diesem Buch besteht auch darin, andere an dieser Schönheit teilhaben zu lassen.

Die seinerzeitige Einsamkeit im Naturparadies schenkte mir das Gefühl der Geborgenheit in der zeitlosen Ordnung der Natur unseres Universums. Ich konnte, wenn die Zeit es gestattete, stundenlang auf einer kleinen Lichtung mitten im Wald, am Rand eines dahin plätschernden schmalen Bächleins sitzen, umrauscht von nichts anderem als dem Plätschern des Bächleins und dem Ruf der Vögel. Mitunter wünschte ich, an diesem Lieblingsplatz einmal friedlich meinen letzten Atemzug zu tun.

Diese herrliche Einsamkeit war nun durch eine neue Art Einsamkeit abgelöst worden, die von Kronos, dem Gott der Zeit beherrscht war.

Bis achtzig hatte ich auch aus meiner Waldeinsamkeit heraus, immer wieder in meinem kleinen Kreis aktiv einzugreifen versucht für jeweils das, was mir für Frieden und Freiheit gut dünkte. Denn ich litt sehr unter der Dummheit und Börsartigkeit der Menschen und dem, was sie einander antaten. Wie mir die erste Einsamkeit eine geographische Schranke und damit das Gefühl der Abgeschiedenheit beschert hatte, so die jetzige chronologische Schranke das Gefühl der Abgeschiedenheit durch meine körperliche Schwäche nicht mehr dazugehören zu können. Aber ich besitze noch die Gnade, schreiben zu können, und meine Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Freilich treffe ich hier in diesem Buch eine Auswahl, weil ich hauptsächlich positive Begegnungen beschreiben möchte.

Sowohl die instinktive Flucht in die Distanz der Einsamkeit, wie die weitaus überwiegende Zahl der positiven Begegnungen, sind kein arrogantes Sich-Zurückziehen in einen Elfenbeinturm, sondern sind die Reaktion eines sensiblen leidenden Menschen auf eine entsetzlich dumme und börsartige Welt, in welcher der Hass ständig zunimmt.

Dass Mörderbanden, welche die islamische Religion verbrecherisch für ihre sinnlosen Morde missbrauchen, einen ungeheuren Zulauf haben, ist wahrscheinlich das grausamste Beispiel für den geistigen Zustand dieser Menschheit.

Ich bin überzeugt, dass Nietzsche, der im Deutsch-Französischen Krieg von 1870–71 als Sanitäter Schreckliches mit ansehen musste und der daraufhin in jene „siebente und tiefste Einsamkeit“ floh, die er in einem seiner Gedichte beschrieb, einen Parallelfall dazu darstellt.

Was aber meine positiven Begegnungen betrifft, so sind sie nicht nur die schöne Erinnerung, die ich dadurch ins Zeitlose heben wollte, sondern sie sind darüber hinaus ein Hinweis auf Möglichkeiten, die selbst in unserer so trostlosen Zeit noch bestehen.

Darum habe ich eine möglichst breite Skala verschiedener Möglichkeiten solcher Begegnungen beschrieben. Da sind die persönlichen Begegnungen mit großen lebenden Autoren besonders wichtig in einer Zeit, in welcher in der öffentlichen Meinung nur allzu oft großsprecherische Schwachköpfe riesigen Ruhm ernten. Da sind eine Art Parallele dazu die persönlichen Begegnungen mit lebenden, großen Kollegen. Dazu kommen, keineswegs weniger wichtig, die geistigen Begegnungen mit bedeutenden Büchern.

Das wichtigste praktische Problem für mich stellte die Auswahl jener Begegnungen dar, die ich niedergeschrieben habe. Von den zweiundsiebzig Beiträgern der Festschrift von Autoren für mich habe ich gerade ein Achtel ausgewählt.

Es war mein Wunsch, vermitteln zu können, was ich diesen Begegnungen verdanke, die mir Wissens- und Bewusstseins-Erweiterung, Trost und Lebenshilfe beschert haben. Durch sie haben meine ursprüngliche, kindliche Freude an und Ehrfurcht für das Leben und seinen Schöpfer neue und gefestigtere Bestätigung erfahren.

Der Herausgeber der Festschrift von Autoren für mich hat den inneren Zusammenhang der Begegnungen besonders glücklich zu formulieren verstanden, als er schrieb, dass meine Auffassung von Dichtung, Dichtungskritik und Dichtungswissenschaft durch meine „Berufsauffassung“ zusammen gehalten werde, da ich vom Autor genau so wie vom Kritiker und Wissenschaftler als erste Pflicht die Hingabe vom „Dienst an der Dichtung“ erblickte.

Um ein praktisches Beispiel vorzuschicken, möchte ich den Beitrag eines der Autoren in der Autoren-Festschrift beschreiben, der mir besondere Freude bereitet hat. Es ist der Beitrag von Schalom Ben-Chorin. Ich liebe nicht nur seinen Dichternamen, der „Frieden, Sohn der Freiheit“ bedeutet, sondern auch seinen auf das Gesamtmenschheitliche ausgerichteten Blick. Sein Beitrag zur Festschrift trägt den Titel „Eine glückliche Stunde“. Er beschrieb darin, aus hohem Alter zurück blickend, die vielleicht glücklichste Stunde seines Lebens.

Er hatte als junger Mann am Münchner Stachus an einem Abend ein Fernrohr aufgestellt gesehen, durch das man gegen Entrichtung eines kleinen Betrages den Mond und die Sterne betrachten konnte. Als er damals auf diese Weise einen Blick in das Weltall warf, war er verzaubert gewesen. „Das Glück überflutete mich.“ schrieb er, „Ich sah in die Ewigkeit, wurde Teil von ihr. Alles Schwere war von mir genommen. Der Atem Gottes streifte mich.“

Er hörte zudem aus dem nahen Nornenbrunnen „Die Melodie der Urelemente“ fühlte sich „eingetan in die Ganzheit der Schöpfung.“

„Frei vom Pesthauch der Vergänglichkeit“ erfüllte ihn „die Gewissheit der Unsterblichkeit, als Teil des Kosmos unvergänglich, wenn auch in der Individualität dem flüchtigen Dahingehen verhaftet.“

Man braucht übrigens gar kein Fernrohr dazu. Als ich an einem Weihnachtstag im Kriegswinter 1944 in der Finsternis und Stille des am Dorfende

Sauerbrunns abgelegenen Gartens besonders bedrückt von Kriegserleben und Todesgefahr meine Augen zum sternklaren Nachthimmel emporhob, hatte ich ein durchaus paralleles Erlebnis in voller Intensität gehabt, auch wenn ich es damals nicht so ausdrücken konnte, wie der zurückblickende alte Schalom Ben Chorin.

Nicht zuletzt ist dieses Erinnerungsbuch auch ein Dankesbuch für die kostbaren Augenblicke, die ich erleben durfte und auch noch darüber hinaus ist es ein Buch, das zeigt, wie die Beschäftigung mit Weltliteratur viele wichtige Einsichten und Perspektiven des wirkliche Lebens besonders klar und innerlich bewegt ins Bewusstsein heben kann.

ERSTES KAPITEL

IN ÖSTERREICH 1927 BIS 1964

Am Anfang steht die Begegnung mit meinen Eltern, denen ich nicht nur das Leben, sondern nahezu alles verdanke. Mein Vater war ein ebenso intelligenter und gebildeter, humorvoller wie auch gütiger Mensch, dessen Leben von Anfang bis zum Schluss Arbeit und Fleiß war. Er war gebürtiger Tscheche und Schneidermeister, der abwechselnd zehn bis fünfzehn Arbeiter beschäftigte. Als ich klein war, stand er an jedem Wochentag um fünf Uhr auf, um in sein Geschäft „in die Stadt“ zu gehen, denn wir wohnten in einem großen Einfamilienhaus mit Garten in einer Vorstadt von Wiener Neustadt.

Hier hatte er im Ersten Weltkrieg in der österreichischen Militärakademie meine Mutter kennen gelernt, die von seiner Bildung und fast noch mehr von seinem Humor fasziniert war. Ihr zuliebe hatte er nach dem Krieg nicht für die Tschechoslowakei, sondern für Österreich optiert, nachdem er noch von 1918 bis 1919 in der „tschechischen Legion“ im Krieg gegen die kommunistische Diktatur in Ungarn gekämpft hatte, um die Slowakei zu befreien.

Ich erinnere mich, als Dreijähriger tschechische Kinderlieder gesungen zu haben, die er mich gelehrt hatte. Mein Lieblingslied war „Já husárek malý“, das ich sang, wenn ich auf seinem Knie ritt.

Rückblickend betrachte ich es als einen großen Vorteil, von Anfang an übernational eingestellt gewesen zu sein, ohne dass es künstlich gelernte, bewusste „Ideologie“ war.

Die Mutter aber war ein Übermensch an Liebeskraft und von einer Belesenheit in Werken der Dichtung und Philosophie, der sie tiefe Lebensweisheit verdankte.

Als ich sechs oder sieben Jahre alt war, beobachtete ich, wie sie eines Tages in einem Ofen ein Heft Seite für Seite verbrannte. Als ich fragte, was sie verbrannt hätte, sagte sie mir, es seien Gedichte gewesen, die sie als kleines Mädchen geschrieben hatte. Die Zehn- oder Zwölfjährige war mit dem Heft sogar in eine Buchhandlung in der Stadt gegangen und wollte die Gedichte drucken lassen. Sie wurde jedoch aufgeklärt, dass der Buchhändler nur fertig gedruckte Bücher verkaufte und keine Bücher herstellen konnte. Ich erinnere mich, dass ich über den Verlust bitterlich geweint hatte.

Als ich drei Jahre alt war, hängte sie über meinem „Gitterbett“ im Kinderzimmer ein Goethebild auf und begann, mir Geschichten vom „Herrn Goethe“ zu erzählen, und sie war eine blendende Geschichtenerzählerin. Jetzt hängt dieses Bild über meinem Schreibtisch.

Wenn der Drei- oder Vierjährige oftmals mit heftiger Verköhlung oder Grippe das Bett hüten musste, erzählte sie ihm selbsterfundene Märchen. Ich erinnere mich, dass mein Lieblingsmärchen das Märchen vom Geißbockball war, das in dem Hof spielte, dessen Dach des Hauptgebäudes wir von unserem Garten aus sehen konnten. Das Märchen beschrieb, wie die anderen Tiere zur Feier des Geburtstags des Geißbocks den Geißbockball veranstaltet hatten. Meine Mutter hatte eine blendende Phantasie.

Sehr früh schon hatte ich durch die Mutter wesentliche Erlebnisse durch die Begegnung mit Dichtung: Besonders häufig durch Goethe und Emerson, aber auch durch Matthias Claudius und Jean Paul. Es waren immer sofortige, unmittelbare, mehr oder weniger tiefe Eindrücke gewesen. Als eine besondere Begegnung empfand ich aber, wo ein mir innerlich völlig fremdes Werk, zudem durch falsche Betonungen beim lauten Vorlesen, plötzlich mit ungeheurer Wucht in einem Augenblick als ganz große Kunst aufging.

Als ich aus der Luftwaffe entlassen, „kinderlandverschickt“, meinem Gymnasium nachgefahren war, hatte es sich ereignet. Zum Schutz vor Bombenangriffen waren der ganze Lehrkörper und sämtliche Schüler in einige Gasthöfe im Waldviertel verlegt worden. Es gab nur vier Schüler der siebenten Klasse, wie ich, da alle anderen eingerückt waren. Der Direktor entschied, dass wir vier der Einfachheit halber keine eigenen Griechisch-Stunden haben sollten, sondern in der sechsten Klasse als „Gäste“ zuhören sollten. Ich weiß, dass das Ganze stattfand, weil ich mich dem Homertext plötzlich ohne Prüfungsangst gegenüber fand, denn wir durften nicht aufgerufen werden. Ich weiß nicht mehr, welche Stelle es war, aber ich erinnere mich genau, dass ein Schüler aus der sechsten Klasse diese Stelle griechisch und mit falscher Betonung vorlas, bevor er sie zu übersetzen versuchte. Plötzlich war mir nicht nur der Sinn der Stelle klar, sondern ich erkannte wie von einem Blitzstrahl getroffen, die große Kunst, mit der sie gemacht war.

Am zweiten Anfang meines Lebens steht die Begegnung mit meinem akademischen Lehrer Oskar Benda. Wenn ich jemals imstande war, literaturwissenschaftlich etwas zu leisten, dann verdanke ich das ihm. Er beherrschte die italienische und französische Sprache und die Literatur in einem Ausmaß, das ihn instand setzte, den vier- oder fünf Jahre vakant gewesenen einzigen neuromanischen Lehrstuhl der Universität Wien zu vertreten. Zwei Jahre lang hatte er in Oxford englische Literatur studiert. Seine Kenntnis der nachantiken, neueren europäischen Literatur war infolge seines stupenden Detailwissens von einer Breite, die man nur abendländisch nennen konnte.

Aus seinen privaten Erzählungen für seinen Lieblingsschüler, der ich war, und den er sich als Nachfolger wünschte, entnahm ich, dass er für seine Ausbildung auch viel dem Umstand verdankte, dass er noch in der alten Monarchie seinen ersten Posten als Gymnasiallehrer in Triest verbrachte. Es war damals der zweitgrößte Mittelmeerhafen, offen nicht nur zu den italienischen und grie-

chischen Mittelmeer-Küsten, sondern auch zu Ägypten, Palästina und im Westen bis zu Gibraltar. Zugleich hatte Triest ihn durch seine eigene internationale Bevölkerung und einige bedeutende Geister ebenso geprägt wie James Joyce.

Er war als Sohn eines ungarischen Großgrundbesitzers aufgewachsen, war als Dreijähriger bereits mit den Pferden zur Tränke geritten. Zwar musste er die öffentliche Volksschule besuchen, doch gab es auch einen wichtigen Privatlehrer.

Er war von einer Geistesschärfe und einer disziplinierten Denkwucht, die sich bis in seine Schrift hinein verrieten.

Die Schrecken und Ängste des Krieges waren vorbei gewesen, als ich im September 1945 zum ersten Mal auf dem „Philosophischen Dekanat“ vor einer langen Tafel stand, auf der jeder Professor seine Lehrveranstaltungen zur Auswahl angekündigt hatte. Ein gedrucktes Vorlesungsverzeichnis gab es im ersten Nachkriegssemester noch nicht, aber die Anschläge wurden auch später beibehalten. Benda hatte eine „Einführung in die literaturwissenschaftliche Methodenlehre“ angekündigt und in der richtigen Vorstellung, dass es hier um Grundsätzliches ging, das mir völlig mangelte, belegte ich es.

Ich war das Gegenteil von leichtgläubig und in den ersten Wochen gab es mitunter Stellen in seiner Vorlesung, die mich skeptisch stimmten, bis sich eines Tages plötzlich alles zu einer solchen einheitlichen Ordnung zusammenschloss, dass ich geradezu hingerissen war. Er hatte einen begeisterten Jünger aus mir gemacht.

Er hatte nie einen Massenzulauf an Studenten gehabt, aber es stellte sich bald heraus, dass ich nicht der einzige, besonders Begeisterte war. Im dritten Semester fasste ich etwa ein Dutzend der Anhänger zu einer Gruppe zusammen, die sich einmal wöchentlich in einem leeren Hörsaal trafen, um seine Ausführungen zu besprechen, und er war als Lehrer auch interessiert genug, um selbst alle zwei Wochen zu kommen, um Fragen zu beantworten.

Wenige Jahre später gab es eine unendliche Reihe von gemeinsamen Mittagessen in seinem Stammlokal, einem Wiener Beisel mit dem Namen „Mondscheinstüberl“, wo ich Privatissima erhielt und er von sich erzählte.

Als ich mit ihm über ein Dissertationsthema sprach, schlug er ein komparatistisches Thema vor „Die feudalromantischen Strömungen der Renaissance-literatur“ und ich stimmte gerne zu, wenn ich nur bei ihm sein konnte. Aber schon als ich mit den Vorarbeiten dazu begann, wurde mir klar, dass am Anfang vor allem auch die burgundische Literatur stand und dass ich es ohne französisch nicht schaffen könnte. Also suchte ich ihn ein zweites Mal auf und erklärte ihm, ich könnte dieses Thema nicht behandeln. Ich käme aus einem humanistischen Gymnasium mit Latein, Griechisch und Englisch. Aber ohne französisch ginge es nicht.

Er gab mir einen erstaunten Blick und sagte nur: „Na, dann lernen Sie es.“ Also lernte ich es. Der erstaunte Blick allein war eine neue wichtige Lektion für mich, nämlich, dass ein entschlossener und fähiger Geist alles bewältigen kann.

Meine erste Auslandseinladung als Gastdozent und damit eine weitere interessante Begegnung verdanke ich meinem Lehrer Benda. Im Oktober 1952 war der Vorstand der Germanistik der Universität Zagreb Zdenko Škreb für ein Forschungssemester nach Wien gekommen. Nach wenigen Tagen war ihm klar, dass der einzige, von dem er Wichtiges lernen konnte, Benda war und er besuchte regelmäßig seine Vorlesungen.

Er war aus dem kommunistischen Tito-Jugoslawien gekommen. Nachdem sich Tito von der Sowjetunion losgesagt und gegen sie Stellung genommen hatte, wurde zwar keine Handbreit Bodens des hoffnungslosen kommunistischen Wirtschaftssystems aufgegeben, aber der stumpfsinnige Stalinismus im Kulturellen war wesentlich aufgelockert worden. Škreb lud Benda zum Mittagessen ein und berichtete ihm, dass er im Sommer 1953 einen Kurs für sämtliche Oberschullehrer Kroatiens für das Fach der deutschen Sprache und Literatur leiten werde. Sie sollten durch besondere Fachvorträge „entstalinisiert“ werden. Das Thema der allgemeinen Renaissance-Vorlesung Bendas schien ihm von größter Wichtigkeit zu sein.

Da mein Lehrer wirklich krank war und er dazu noch eine Chance für mich sah, erklärte er Škreb, ich sei als sein Schüler genau so gut wie er und zudem körperlich besser geeignet. Škreb glaubte das bestimmt nicht ganz, aber er schrieb mir einen Brief und lud mich zu einem Gespräch ein über einen Sommerkurs der Universität Zagreb im Kurort Crkvenica an der Adria. Aus der Bundesrepublik Deutschland hatte der durch sein Buch *Das sprachliche Kunstwerk* (erschienen im Francke Verlag) damals berühmteste Autor zugesagt, zu kommen, Wolfgang Kayser aus Göttingen, aus Österreich einer der Unbekanntesten, nämlich ich.

Die Begegnung mit Wolfgang Kayser war ebenfalls ein Erlebnis. Seine Vorlesungen waren wie jene Staigers in Zürich und auch jene Bendas Kunstwerke. Ich besuchte die meisten und verbrachte auch Zeit mit ihm. Bis heute erinnere ich mich, dass er von einem seiner Studenten als einem wahren Wunderkind geschwärmt hatte, der aber jetzt in den USA sei. Es war das erste Mal, dass ich den Namen Karl Guthke hörte.

Er blieb in Amerika, wurde ein Weltstar, wurde mein Freund. Als ich den letzten kleinen Schatz, einen dicken Leinenband in dem handschriftliche Glückwünsche von etwa hundertfünfzig der berühmtesten Literaturprofessoren der Welt zu meinem fünfzigsten Geburtstag vereinigt sind, nach Amerika geben wollte und Guthke fragte, an wen ich mich in der Houghton Library, der berühmten Manuskriptsammlung Harvards wenden könnte, berichtete er mir, dass er an einem ähnlichen Buch schreibe wie dieses hier, in dem auch sein Weg von Deutschland nach Amerika beschrieben wird. Als Titel hatte er einen Goethebegriff gewählt, „Geistiger Handelsverkehr“ und im Untertitel auf die

„Goldenen Jahre“ der Wissenschaften verwiesen. Ich hoffe, es wird das vierte Guthke-Buch in meiner Buchreihe im Francke Verlag.

Während des Kurses – die meisten meiner Schüler waren doppelt so alt wie ich – wurden Zdenko Škreb und ich enge Freunde. Zdenko, denn das war er jetzt für mich, lud mich ein, nach dem Kurs zehn Tage lang sein Gast in Zagreb zu sein. In diesen Tagen beschlossen wir, ein österreichisches Kulturinstitut in Zagreb zu gründen, was auch gelang. In den zehn Tagen zeigte mir Zdenko alles, was ihm für Zagreb bedeutend schien und dazu gehörte vor allem die private Kunstsammlung von Werken Ernst Barlachs im Besitz der berühmten Schauspielerinnen Tilla Durieux, die meine nächste wichtige Begegnung wurde. Im Jahr 1933 war sie noch in Berlin umjubelt worden, musste dann aber rasch flüchten und verbrachte ihre Exilzeit in Zagreb.

Die alte Dame, die Zdenko sehr schätzte, empfing uns zu einem Nachmittagskaffe mit Sachertorte. Sie war damals bereits 73, aber von einer Lebendigkeit, Bildung und Frische, die eindrucksvoll war. Sie sprudelte nur so Erinnerungen aus sich heraus. Sie hatte ja auch geschrieben. Ihr erstes Erinnerungsbuch war 1928 erschienen, das Manuskript eines zweiten, der Flucht und der Exilzeit, dessen Hauptteil längst fertig war, erschien ein Jahr nach meinem Besuch bei ihr. Sie spielte die Rolle der Mara im Film des Exil-Regisseurs Helmuth Käutner *Die letzte Brücke*, der in Jugoslawien gedreht wurde und einer der wenigen Nachkriegsfilme von Weltgeltung war.

Es war das hohe Lied einer Ärztin, die um Leben zu retten zwischen den Fronten der Partisanen und der deutsch Besatzer ihr eigenes Leben verliert. Es ist zu Recht ein „Denkmal der Menschlichkeit“ genannt worden.

Tilla Durieux ist bald darauf in die Bundesrepublik zu neuem, späten Bühnen-Ruhm zurückgekehrt. Eine späte, denkwürdige Selbstbiographie trägt den für ihre Lebenshaltung bezeichnenden Titel *Meine ersten neunzig Jahre* und erschien 1971.

Zdenko aber wurde ein Freund fürs Leben, den ich später nach Amerika eingeladen habe und der ebenso später eines der zwei oder drei besten Grillparzer-Bücher schrieb, die es gibt.

In das Jahr 1953 fiel auch die Entdeckung, die ein Jahr später zu meiner ersten, kleinen eigenständigen Publikation führen sollte. Während der Arbeit an der Habilitationsschrift saß ich auch einige Wochen über einem Prunkmanuskript der Österreichischen Nationalbibliothek, das auf dem Titelblatt das Motto Margarethes von Österreich hatte. Feststand, dass es mit ihr zu tun hatte, aber noch niemand hatte es herausgefunden. Die überaus gründliche Handschriftensammlung hatte auf einem eigenen Blatt auch vermerkt, wer alles das Manuskript in der Hand gehabt hatte. Darunter war auch Philipp August Becker, der berühmte Romanist aus Straßburg. Aber während ich nicht einen Bruchteil dessen wusste, was ihm über mittelfranzösische Literatur bekannt war, hatte ich